

Buchbinder-Zeitung

Organ des Verbandes der Buchbinder und Papierverarbeiter

Nummer 23

Er erscheint Sonntags.
Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. Nur Postbezug.
Bestellung bei allen Postämtern.

Berlin, den 31. Mai 1931

Geschäftsstelle: Berlin G2, Neuer Markt 8-12 IV.
Fernruf: Berlin E 2, Kupfergraben 1129.
Anzeigen werden nicht aufgenommen.

47. Jahrgang

Haltet fest an Eurem Verband!

Eine schwere Zeit liegt hinter uns. Erinnert sei nur an die Glendebilanz, die uns der Winter hinterließ. Ende März wurden in Deutschland 4,7 Millionen Erwerbslose gezählt, darunter von unseren Mitgliedern 14 476. In diesem Arbeitslosenheer befanden sich allein 1 027 Millionen Wohlfahrtserwerbslose. Außerdem wurden die in Arbeit Stehenden von einer weitgehenden Kurzarbeit betroffen — von unseren Mitgliedern allein 20 426 — die in Verbindung mit dem allgemeinen Lohnabbau zu einer erheblichen Einkommensminderung führte. Es ist daher kein Wunder, wenn sich unter dem Druck dieser wirtschaftlichen Massennot Mißmut und Verzweiflungsstimmung breit macht. Es ist auch durchaus verständlich, daß die Verbitterung weiter Volkstreife einen Grad erreicht hat, der sie in Fatalismus oder falschen Radikalismus umschlagen lassen kann.

Jede wirtschaftliche Krise hat sich seither auch als eine geistige Krise erwiesen, durch die politische Strömungen austauschten, die in normalen Zeiten unmöglich gewesen wären. Von diesen Verfallsercheinungen sind die Gewerkschaften seither im wesentlichen verschont geblieben. Soweit die Jahresberichte einzelner Verbände bis jetzt erkennen lassen, haben die freien Gewerkschaften das Krisenjahr 1930 organisatorisch sehr gut überstanden. Das ist ein erfreuliches — man möchte sagen, das einzige hoffnungsvolle — Zeichen. Denn so schwer die hinter uns liegende Zeit auch war, noch dunkler und schwärzer liegt die Zukunft vor uns, wenn es nicht bald gelingt, die Arbeitslosennot wirklich und wirksam zu mildern. Um so mehr muß es unsere Aufgabe sein, die Gewerkschaftsmacht zu erhalten und alle drohenden Gefahren abzuwehren.

Eine große Gefahr droht der Arbeiterbewegung vor allem im wachsenden Unverstand oder, besser gesagt, in der steigenden Unvernunft. Wie uns das Anwachsen der extremen politischen Parteien zeigt, sind viele Volksgenossen der irrigen Auffassung, daß die Aenderung unseres politischen Systems genügen würde, die Wirtschaftsnot zu bannen. Man sollte annehmen, daß jetzt auch der Dümme endlich wissen müßte, daß es sich beim wirtschaftlichen Niedergang um eine weltwirtschaftliche Krise handelt, die nicht vor irgendeinem politischen System haltmacht. Und wenn wir dazu wissen, daß eine andere Preispolitik der Regierung und eine allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit wesentlich krisenmildernd wirken könnten, dann zeigen uns die Sorgen der englischen Arbeiterregierung wiederum, wie begrenzt die politischen Mittel gegenüber der Wirtschaftsnot und der wirtschaftlichen Entwicklung sind. Wer im Gegensatz dazu auf das bolschewistische Experi-

ment in Rußland verweist, der vergißt, daß man Rußland mit seiner agrarischen und seiner völlig anders gearteten Struktur in die vergleichsweise Betrachtung der industriellen Weltkrise gar nicht einbeziehen kann. Der politische Wunderglauben bedarf also einer eingehenden Nachprüfung, und zwar um so mehr, als jede Krise jedes politische System vor die schwierige finanzpolitische Aufgabe stellt, einen Ausgleich zwischen den stark verringerten Staatseinnahmen und den riesig wachsenden Sozialausgaben zu finden.

Kann und darf man demnach nicht alles vom politischen System erwarten, dann berührt es um so eigenartiger, wenn viele sogar glauben, daß die Gewerkschaften und ihre Taktik für alle Nöte verantwortlich zu machen sind. Die Gewerkschaften sind dazu berufen, die wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Arbeiterschaft wirksam zu vertreten, doch sie sind als wirtschaftliche Organisationen in ihrer Erfolgsmöglichkeit von der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung stark abhängig. In Zeiten wirtschaftlichen Aufschwunges kämpfen sie um den bestmöglichen Anteil am Produktionsertrag, und in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges haben sie die Aufgabe, das bei günstiger Konjunktur Errungene zu halten und zu verteidigen. Inwieweit das jeweils gelingt, hängt in jedem Falle von dem wirtschaftlichen und arbeitsmarktpolitischen Zustand, sowie von den gewerkschaftspolitischen Machtverhältnissen ab. Wenn deshalb seither Verschlechterungen auch nicht hundertprozentig abgewehrt werden konnten, dann bleibt es doch beachtenswert, daß es bis jetzt trotz größter Wirtschaftskrise möglich war, die gewerkschaftlichen Tarifrechte und sozialpolitischen Errungenschaften im wesentlichen zu erhalten.

Wir können aus diesen Erfolgen ersehen, wie falsch und unberechtigt der Fatalismus in unseren eigenen Reihen ist. Alle gegenwärtigen Geschehnisse sind nicht unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, wie es sein soll, sondern unter dem Gesichtspunkte, wie es sein mußte, sie sind vielmehr nur danach zu beurteilen, was angesichts der allgemeinen Umstände möglich und erreichbar ist. Wir haben von den unerfreulichen Tatsachen und nicht von schönen Wunschgebilden auszugehen, wenn wir der Wahrheit und Wirklichkeit nahekommen wollen.

Wie sich deshalb auch die Dinge entwickeln mögen, die Gewerkschaftsfront muß ungeschwächt erhalten bleiben. Sie wird erhalten, wenn jedes Gewerkschaftsmitglied auf dem Posten ist und den eisernen Willen zeigt, den Gewerkschaftsgedanken als sein höchstes Gut bis zum äußersten zu verteidigen.

Verfehlte Wirtschaftspolitik.

AS. Die kapitalistische Gewinnssucht führt zu Wirtschaftskrisen, die ihrerseits stets Arbeitskrisen für den Lohnempfänger gewesen sind, der in erster Linie die Mißerfolge zu tragen hat. Wirtschaftstheoretische Herrentum hatte autokratische Gewalt und konnte Unschuldigen die Last aufladen, wenn eigenes wirtschaftliches Können und Wissen versagte. Der Wirtschaftserfolg führt nicht dazu, daß diejenigen, die ihn hervorbringen, ihre Lebenshaltung verbessern können. Das kann nur der Kapitalbesitzer in der Wirtschaft. Er kann es sogar gewöhnlich im Uebermaß, er kann verschwenden, während die von ihm abhängigen Lohnempfänger darben müssen.

Da der Wirtschaftsgewinn im allgemeinen größer ist als zur Betriebserhaltung und zeitgemäßen Betriebsverbesserung nötig ist, wird er immer wieder in neue Wirtschaftsanlagen gesteckt. Es wird nicht danach gefragt, ob die Vergrößerung bestimmter Wirtschaftszweige für den Verbraucher notwendig ist. In normalen Wirtschaftszeiten ist die Kapitalansammlung so groß, daß sie die Wirtschaftsausdehnung gebieterisch erzwingt, bis so viel Waren erzeugt werden, daß sie nicht mehr verbraucht werden können. Der Warenverbrauch steigt ja nicht in dem Verhältnis wie die Warenzeugung steigt. Hinter der Erzeugungstätigkeit steht antreibend das gewonnene Neutapital. In den Lohnempfängern vorenthalten oder den Verbrauchern der Waren abgenommen wurde. Würde der Wirtschaftsgewinn zur Lohnerhöhung und Preisentkung verwendet, wie es vernünftig und gleichzeitig auch gerecht sein würde, dann wäre die Krisengefahr nicht mehr groß. Es müßte natürlich Kapital für die beständige Vervollkommnung der einzelnen Wirtschaftsbetriebe, für ihre vielleicht notwendig werdende Umbildung, Vereinheitlichung und für die Vervollkommnung der Gesamtwirtschaft zurückgelegt werden.

Der ausbeutende Charakter des Kapitalismus erzeugt in erster Linie die Wirtschaftskrisen, die dann weniger die Ausbeuteten treffen. Ist der Markt vollständig mit Waren vollgepfropft, wird der Betrieb eingeschränkt oder ganz eingestellt. Für den Kapitalbesitzer macht das persönlich wenig aus. Es wächst nur der Ueberfluß eine Zeitlang weniger schnell weiter oder auch gar nicht, wenn die Krise länger andauert. Die Lohnempfänger aber stehen, soweit sie durch Krisen außer Arbeit gesetzt werden, vor dem Nichts. Die Kapitalbesitzer würden ihnen aus freien Stücken noch nicht einmal die dürftige Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung zugestehen. Wenn der Kapitalismus seine Aufgabe, die er innerhalb der Volksgemeinschaft zu erfüllen hat, einigermaßen begriffe, wenn er sittlich-pflichtbewußt dächte, würde er sich für

das schwere Los der durch Krisen außer Arbeit Gesezten verantwortlich fühlen. Er würde dann alle sozialen Einrichtungen fördern, statt sie zu hemmen. Er würde auch alles tun, um die Preise niedrig zu halten, damit das Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Verbrauch erhalten bliebe. Die soziale Gesetzgebung mildert gewiß die schlimmsten Härten des Daseins des Lohnempfängers. Sie ist der von der ausbeutenden Macht des Kapitals Abhängigen wegen geschaffen worden. Denkt man sich aber tiefer in Sinn und Wesen der sozialen Fürsorge hinein, dann erkennt man leicht, daß sie eigentlich dem Kapitalbesitzer die Aufgaben abnimmt, die zu erfüllen seine wirtschaftliche und auch seine sittliche Pflicht wäre.

Die großen Fortschritte der Wissenschaft, besonders der technischen, haben dazu beigetragen, daß das kapitalistische Gewinn- und Ausdehnungsprinzip immer mehr auf die Spitze getrieben worden ist. Solange für den Warenabsatz immer neue Gebiete erschlossen werden konnten, solange auch die landwirtschaftliche Erzeugung sich wesentlich erhöhte, waren die Wirtschaftskrisen weniger schwer und weniger lang. Das fortwährende Wachsen des Kapitalismus, sein ungehemmtes Neugründen und Mehrerezeugen und immer wieder Mehrgewinnen mußte aber schließlich mit zwingender Notwendigkeit zu einer Dauerkrise für die gesamte kapitalistische Welt führen. Diese Entwicklung ist durch den Krieg beschleunigt worden. Dieser hat bewirkt, daß die industrielle Entwicklung in vielen Staaten bedeutend schneller fortgeschritten ist, als es sonst der Fall gewesen wäre. Überall streben heute die Völker danach, sich möglichst selbst mit allem zu versorgen, was sie brauchen. Das lehrte sie die Not, als der Krieg den Warenaustausch fast ganz lahmlegte. Viele industrielle und gewerbliche Kriegsgründungen haben eine natürliche Daseinsgrundlage und werden deshalb weiterwachsen. Die Welt ist heute, im ganzen gesehen, überindustrialisiert, und auch der Handel ist sehr stark übersezt.

Diese Uebel treten am deutlichsten erkennbar in den europäischen Industrie- und Handelsstaaten auf. Das flüssige Kapital ist eben stets dahin geflossen, wo die größten Gewinne winkten, nicht dahin, wo es am notwendigsten war und am meisten wirkliche Werte erzeugen konnte. Die Landwirtschaft ist technisch und organisatorisch vernachlässigt worden, weil sie nur mäßige Betriebsgewinne sichern konnte. So ist die Erzeugungskraft der Landwirtschaft, wenigstens der deutschen, nicht entfernt in dem Maße gestiegen wie die Erzeugungskraft der Industrie und die Leistungskraft vieler Gewerbe. Das stört den Warenaustausch. In den Städten füllen sich die Warenlager, und die fehlenden Lebensmittel, besonders veredelte, müssen vom Auslande gekauft werden.

Lohn- und Gehaltsempfänger leiden noch besonders darunter, daß die industrielle und gewerbliche Uebererzeugung und die viel zu große Zahl der Handelsbetriebe nicht, wie in früheren Krisenzeiten, dazu führt, daß die Preise heruntergehen. Die Kartellmacht verhindert es, daß die Krise ausheilen kann. Es ist ein Zustand höchster Unnatur: dort, wo viel zu viel Waren sind, sind die Preise hoch, und dort, wo zu wenig sind, sind sie niedrig. Es muß ein zuverlässiger Weg gefunden werden, der zu einer vernünftigen wirtschaftlich und sozial gerechten Preisbildung führt. Kapitalistische Habgucht hat den Wirtschaftstarren so festgefahren, daß er nicht vorwärts und nicht rückwärts kann. Ein Zurück zur Wettbewerbsfreiheit gibt es um so weniger, weil die Wirtschaft es nicht will und wohl bei der heutigen Lage auch nicht kann. So muß versucht werden, möglichst bald in eine geregelte,

Fünftagewoche bei hohen Löhnen.

Das Problem der Verkürzung der Arbeitszeit ist noch immer der wichtigste Behandlungstoff des internationalen Schrifttums. Recht interessant sind dabei die Strömungen, die man in den Vereinigten Staaten zu beobachten Gelegenheit hat. Der amerikanische Korrespondent des „Berliner Tageblatt“ berichtet in Nr. 218 über die Fünftagearbeit in Amerika. Aus den ausschlusreichen Ausführungen heben wir folgendes hervor:

„Eine enorme, wenn auch vielfach nur scheinbare Geldflüssigkeit besteht, Ueberschüsse größten Stils an Getreide und Baumwolle, und dennoch Not! In irgendeiner Form muß dem Konsumenten mehr Kaufkraft zugeleitet werden. Was bleibt, als die eigenen Gewinne zu beschneiden? Sonst leiden auf die Dauer beide Teile. Die so sprechen, nehmen, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt haben, mit Vergnügen das Argument auf, diese Darstellung sei schließlich nicht von den marxistischen Lehren verschieden: Die an der Maschine arbeiten, bekommen in der kapitalistischen Ordnung zu wenig, die die Maschinenproduktionsmittel besitzen, zu viel. Akkumulation auf der einen, Kaufunfähigkeit auf der anderen Seite. Und daran geht die ganze Ordnung auf die Dauer zugrunde! Im ganzen, wird darauf erwidert, sind in der bisherigen Bestordnung alle aufgestiegen. Die Möglichkeiten unseres Systems müssen nur richtig ausgenutzt werden: Fünf-

tagewoche. Wird sie eingeführt, werden nicht nur mehr Leute da sein, die die Produktion verschleifen, sondern es wird auch erwartet, daß sie mehr ausgeben, je mehr Muße sie genießen. Aber das alles setzt das eine voraus, daß die Fünftagewoche ohne Lohnsenkung Wirklichkeit wird. In der Tat ist sich alles, wenigstens theoretisch, darüber klar, daß die Löhne in jedem Fall hoch gehalten werden müssen wie bisher, wenn man das Ziel erreichen will.“

Diese Beobachtungen des Berichterstatters des „Berliner Tageblatt“ bestätigen die Auffassung der Gewerkschaften über die Notwendigkeit der Arbeitszeitverkürzung. Wenn man sich in den Vereinigten Staaten wenigstens theoretisch darüber klar ist, daß die Löhne hochgehalten werden müssen, dann ist das noch nicht der Fall bei den europäischen Unternehmern. Im Gegenteil, diese verfechten die Auffassung von der Notwendigkeit niederer Löhne. Ein solcher Lohn- oder die Nichtausgleichung herabgesetzter Arbeitszeit würde die Krise nur verschärfen. Die Gewerkschaften müssen in der ganzen Welt versuchen, kurze Arbeitszeit und hohe Einkommen auf einen Nenner zu bringen. Erstere ist durch die technische Entwicklung bedingt, und letztere sind möglich durch die Bereicherung der Weltwirtschaft mittels Rohstoffüberflusses und größerer Ergiebigkeit der menschlichen Arbeitskraft. W. R.

sinnvolle Wirtschaftsdemokratie hineinzutommen. Die Wirtschaftsautokratie, der längst überlebte Herr-im-Hause-Standpunkt, wird keine Ordnung wieder schaffen, von Gerechtigkeit gar nicht zu reden. Die hat es noch niemals in der kapitalistischen Wirtschaft gegeben, kann es auch gar nicht geben, weil immer die Frucht so ist, wie die Saat. Das Leitprinzip des Kapitalismus ist: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Und das führt dazu, daß man „über Leichen zum Ziele geht“, das stets nur der Gewinn ist, der immer von neuem wieder gesteigerte Gewinn.

Zur sehr starken Vermehrung der kapitalistischen Betriebe und der Vergrößerung der vorhandenen Betriebe ist die Intensivierung der Arbeit in den Betrieben gekommen. Man zerstückelt die Arbeit immer mehr, vermehrt und steigert die Maschinenleistung und erreicht so früher niemals geahnte Höchstleistung. Natürlich schafft man so nicht nur große Mengen von Arbeitszeugnissen, sondern auch große Arbeitslosenmassen. Die Arbeitszeit der hohen Arbeitsleistung anzupassen, dagegen wehrt man sich. Man wehrt sich auch dagegen, die Löhne der Arbeitsleistung und der Kaufkraftnotwendigkeit anzupassen. Warum rationalisiert (vernünftigt) man nicht die Wirtschaft als Ganzes? Warum organisiert man sie nicht als Einheit, eben als Volkswirtschaft, als Wirtschaft durch und für das Volk, das gerne gute, allgemein-nützliche Arbeit leisten möchte, es aber nicht kann, weil der Kapitalismus in seiner Eier nach Gewinn unerfänglich ist? Allein der Gewinnsteigerung zuliebe sind die deutschen Wirtschaftsbetriebe rationalisiert worden. Was macht es schon, wenn die Arbeit immer einseitiger, immer freudärmer, der Kräfte- und Gesundheitszustand der Arbeiter immer mehr untergraben wird?

Nun noch die Löhne senken und die Versicherung gegen Krankheit, Alter und Unfall besetti-

gen, und wieder ist ein Weg freigelegt für neue Gewinnvermehrung! Daß das kapitalistische System drauf und dran ist, sich zu überschlagen und so an der eigenen Unvernunft zu zerbrechen, das sehen die sogenannten Leiter der Wirtschaft nicht. Ihre geistige Einseitigkeit weiß nichts von der Polarität der Kräfte, die sich überall in Natur und Leben ausgleichen müssen. Wo viel erzeugt wird, muß auch dementsprechend verbraucht werden, und wo mit Maschinen- und Organisationshilfe ein hohes Maß von Arbeit geleistet wird, muß auch ein größeres Maß an Ruhe und Erholung zugestanden werden. Wenn die Wissenschaft Wege zeigt, auf denen der Natur immer mehr an Stoff und Kraft abgewonnen werden kann, wie sie es fortgesetzt tut, dann geschieht das doch bestimmt nicht deshalb, um der kleinen Zahl von Menschen unermeßliche Schätze zu verschaffen, mit denen sie weder für sich noch für die Gemeinschaft etwas Rechtes anzufangen weiß.

Die heutige gewaltige Arbeitslosigkeit in allen kapitalistischen Ländern, vor allem in den industriellen, hat die unvermeidlichen Schwankungen der Konjunktur und die Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur zur Ursache. Viele Wirtschaftsvorgänge werden selbständiger und viele Arbeitsvorgänge werden einfacher, zweckmäßiger, fruchtbarer. Die Konjunkturschwankungen aber werden mit fortschreitender Kapitalisierung der Welt immer größer und nachhaltiger. Vielleicht kommt zu diesen Ursachen noch hinzu, daß die Menschen in den europäischen Staaten sich teilweise zu sehr vermehren. Besonders Deutschland merkt es heute erst, was es heißt, wenn, wie vor dem Kriege, die Volkszahl alljährlich um 800 000 Menschen steigt. Jetzt sind diese Massen soweit herangewachsen, daß für sie Arbeit und Brot geschaffen werden muß. Dazu ist der Kapitalismus außerstande, obgleich er es früher immer als leicht hingestellt hat.

Kunstleder.

Kunstleder ist heute durchaus nicht mehr in dem gleichen Maße wie früher als Ersatzstoff zu bezeichnen, sondern es stellt einen durchaus selbständigen und auch hochwertigen Kunststoff dar, der dem Naturleder gegenüber sogar zahlreiche Vorteile und infolgedessen eine weitgehende Verwendung gefunden hat. Die stärkere Verwendung dieses Erzeugnisses wurde besonders durch die Verbesserung seiner Herstellungsart begünstigt.

Das Kunstleder kann heute in großen und vor allen Dingen gleichmäßigen Breiten und in beliebigen Längen geliefert werden, ergibt also nicht so unregelmäßige und verhältnismäßig kleine Stücke wie das Naturleder. Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorteil ist darin zu sehen, daß das Kunstleder in einer besonders gleichmäßigen Schönheit der Oberfläche geliefert werden kann, worin es dem Naturleder mitunter überlegen ist. Diese beiden Eigenschaften machen einen großen Teil der Ueberlegenheit dieses Kunststoffes gegenüber dem Naturleder aus. Die Haltbarkeit des Kunstleders ist natürlich selbst bei hochwertigsten Erzeugnissen geringer als die des Naturleders, doch ist sie für die meisten Verwendungszwecke immer noch ausreichend. Die Oberflächenhaltbarkeit des Kunstleders dagegen entspricht ungefähr der des Naturleders.

Als Gewebe, das den eigentlichen Aufstrich trägt, kommen je nach der Qualität des zu erzeugenden Kunstleders und auch je nach den gestellten Festigkeitsanprüchen sowohl dünnste Nesselorten als auch schwerste Gewebe nach Art des Molestin zur Verwendung. Die größten heute hergestellten Breiten sind 180 cm, was wohl auch als Normalbreite anzusehen ist. Diese Unterlagsgewebe werden für die Aufnahme der Oberfläche aufnahmefähig gemacht durch Scheren, Sengen oder auch durch Aufrauhnen. Nach dieser Vorbehandlung werden die Gewebe eingefärbt und unter Spannung in einem Rahmen getrocknet, wobei man mit einem Schrumpfverlust in der Breite zu rechnen hat, der jedoch 2 bis 3 Proz. nicht überschreitet.

Nach dieser Vorbereitung des Unterlagsgewebes wird der Aufstrich aufgebracht, der aus einem Gemenge von Nitrozellulose, Füllstoffen (Erdfarben und dergleichen) und Mitteln zum Weich- und Geschmeidigmachen besteht. An Stelle der neuen Nitrowolle verwendet man zur Herstellung der Aufstrichmasse mit Vorteil auch Zelluloidabfälle, da diese billig sind. Auch alte Filme können dazu dienen, sie müssen jedoch sehr sorgfältig von der anhaftenden Emulsion befreit werden, da diese die Aufstrichmasse verunreinigt. Nachteilig wirkt bei den Zelluloidabfällen der Kampfergeruch, der dadurch zu beseitigen versucht wird, daß man sie wiederholt erwärmt. Ganz verliert sich der Geruch jedoch nicht. Neue Nitrowolle ist dagegen vollkommen geruchlos, sie muß daher verwendet werden, wenn hochwertige Erzeugnisse hergestellt werden sollen. Hierbei besteht dann sogar die Möglichkeit, daß man der Aufstrichmasse durch den Zusatz von Birkenholzteer den Geruch von Buchtenleder gibt.

Zelluloidabfälle oder neue Nitrowolle müssen durch besondere Lösungsmittel aufgelöst werden, deren Art an sich von keiner Bedeutung ist. Es gibt in der Tat eine ganze Reihe Lösungsmittel, die auch alle mehr oder weniger Anwendung finden. Am meisten kommt wohl der synthetische Methylacetat in Anwendung, aber auch Azeton und verschiedene sonstige Spezialprodukte. Der Essigester wird bis zu 60 Proz. mit Spiritus verdünnt, der selbst die Nitrozellulose nicht löst. Die Streichmasse wird dann mit Erdfarben gefärbt, die jedoch keine spirituslöslichen Bestandteile enthalten dürfen. Sie werden in schweren Farbmühlen mit Rizinusöl angerieben. Das Rizinusöl ist dabei gleichzeitig ein Weichhaltungsmittel für den Aufstrich, darf aber auch nicht in zu großen Mengen verwendet werden, da die Ware sonst klebrig wird und leicht schmilzt. Von der chemischen Industrie werden eine ganze Reihe von Weichhaltungsmitteln geliefert, die, mit Rizinusöl zusammen verwendet, dessen Nachteile beheben, die Vorteile jedoch unberührt lassen, sie mitunter sogar noch erhöhen.

Es ist selbstverständlich, daß die durch besondere Vorrichtungen und andere maschinelle Einrichtungen vorbereitete Aufstrichmasse auch auf maschinellem Wege auf das Unterlagsgewebe aufgetragen wird. Zu diesem Zwecke verwendet man eine

Streichmaschine, die ein verstellbares Verteilungsmesser hat, das eine genaueste Regelung des Aufstriches gewährleistet. Je nach der Güte und der Schwere der Ware werden eine ganze Reihe von solchen Aufstrichen verwendet, und zwar bis zu vier bei leichter und bis zu zwölf bei schwerer Ware. Jeder Aufstrich muß erst trocken sein, ehe der nächste folgt. Meistens wird der Aufstrich sehr verdünnt vorgenommen, um gewissermaßen eine Grundierung des Unterlagsgewebes zu erreichen, auf der dann die folgenden Aufstriche besser haften. Das Trocknen der Gewebe nach jedem Aufstrich erfolgt vielfach durch erwärmte Luft von 90 Grad. Neuerdings verwendet man dazu jedoch immer mehr kleine Trockenanäle, die das schneller bewerkstelligen, denn es kommt auf eine sehr schnelle Trocknung jedes einzelnen Aufstriches an.

Um eine möglichst große Wirtschaftlichkeit des Verfahrens zu erzielen, müssen die Lösungsmittel für die Nitrozellulose zurückgewonnen werden. Dabei unterscheidet man heute drei verschiedene Verfahren, und zwar ein Kondensationsverfahren und zwei Adsorptionsverfahren. Beim ersten werden die Dämpfe des Lösungsmittels, die durch die Erwärmung des gestrichenen Gewebes in den Trockenanlagen erzeugt werden, an getühten Flächen kondensiert und das Kondensat aufgefangan. Das eine der beiden Adsorptionsverfahren leitet die Dämpfe des Lösungsmittels in Kreosol, durch das sie sich lösen und daraus abdestilliert werden. Das andere Adsorptionsverfahren arbeitet mit aktiver Kohle.

Nach dem letzten Aufstrich folgt dann die Appretur des Kunstleders, die je nach dem angestrebten Zweck in der mannigfaltigsten Behandlung bestehen kann. In einigen Fällen wird die Ware auf Frittionskalandern zunächst geglättet und dann erst auf schweren Gaufrierkalandern mit einer lederähnlichen Narbung, einer Muffurung oder dergleichen versehen. Bei dieser Prägung muß die Stahlwalze, in der das Muster eingraviert ist, erwärmt werden, und zwar sehr gleichmäßig, da sonst das Muster auf dem Kunstleder nicht dauerhaft sein würde. Eine zu starke Erwärmung kann jedoch auch von Nachteil sein, denn dadurch wird die Ware hart und brüchig, weil das Erweichungsmittel auskocht. Zur Erzeugung von lacklederartigen und ähnlichen Effekten lackiert man die fertige und geprägte Ware noch mit Zelluloselacken, in denen mitunter auch Erdfarben oder spirituslösliche Anilinfarben enthalten sind.

Fr. Hojer-Röthgen.

INTERNATIONALES

Von den Tarifverhandlungen in Dänemark.

Die dänische Buchbinder-Zeitung vom 15. Mai bringt einen längeren Bericht über die Lohn tariffverhandlungen, dem wir folgendes entnehmen:

Die Buchbinder-Innung von Kopenhagen und die Vereinigung der Buchbindermeister in der Provinz hatten für den 6. Mai zu Verhandlungen eingeladen, um die Beratungen über den Lohn tariff fortzusetzen; außerdem waren zur Teilnahme an den Verhandlungen geladen und erschienen die Vertreter der Vereinigung von Fabrikanten der Briefumschlagbranche, sowie der Arbeitgebervereinigung der Kartonnagen-Industrie. Als Grundlage der Besprechung diente der Vorschlag des Schlichters, den am 1. Februar abgelaufenen Tarifvertrag mit dem berühmten Lohnabbau von 8 bzw. 5 Proz. zu verlängern.

Die Debatten des ersten Verhandlungstages wurden von vornherein in dem Bewußtsein geführt, daß die Verhandlungen am folgenden Tage im Beisein von Vertretern der beiderseitigen Spitzenorganisationen fortgesetzt werden sollten. Dabei stellte sich heraus, daß der Allgemeine Gewerkschaftsbund mit der dänischen Arbeitgebervereinigung eine vorläufige Vereinbarung getroffen hatte dahingehend, daß der Vorschlag des Schlichters vom 26. März als Grundlage für die Parteiverhandlungen dienen sollte, wobei es den Vertretern der verschiedenen Berufe anheimgestellt war, zu den vorgeschlagenen Sätzen einen neuen Lohn tariff abzuschließen.

Diese Empfehlung faßte der dänische Arbeitgeberverband als bindende Verpflichtung

für die dem Allgemeinen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Organisationen auf, die Lohnherabsetzung von 5 bzw. 8 Proz. anzuerkennen.

Die Verhandlungen endeten ohne positives Ergebnis, sie werden vor dem Schlichter nochmals fortgesetzt, doch werden von keiner der Parteien irgendwelche aktive Kampfhandlungen begonnen werden.

Die dänische Arbeitgeberzeitung sagt zu den Verhandlungen:

„In der gemeinschaftlichen Verhandlung, an der der dänische Arbeitgeberverband, der dänische Gewerkschaftsbund, die Buchbinder-Innung von Kopenhagen, die Vereinigung der Buchbindermeister in der Provinz, die Kopenhagener Vereinigung von Briefumschlagfabrikanten, die Arbeitgebervereinigung in der Papierwaren-Industrie und endlich der Buchbinderverband von Dänemark beteiligt waren, besprach man die Möglichkeit der Verlängerung der zwischen den erwähnten Organisationen bestehenden Tarifverträge. Der Vorschlag der Unternehmer ging dahin, die bestehenden Tarifverträge auf der Grundlage des Vorschlages des Schlichters vom 26. März zu verlängern. Die Arbeiter konnten diesem Vorschlag nicht zustimmen, da er zu große Lohnherabsetzung vorsehe; da aber die Arbeitgeber der Ansicht sind, daß eine Lohnherabsetzung Platz greifen soll, werden die Verhandlungen fortgesetzt werden, um zu einer Aenderung des Lohn tarifes zu kommen.“

* * *

Von der Aussperrung in Norwegen.

Das norwegische „Fachblatt des Verbandes der Buchbinder und Kartonnagen-Arbeiter“ vom 15. Mai berichtet:

„Am 14. Mai waren die Parteien unseres Berufes zu neuen Verhandlungen zusammengetreten. Die Aussprache war von kurzer Dauer. Da der hohe Rat der Arbeitgebervereinigung beschlossen hat, die Aussperrung fortzusetzen, sind die Buchbindermeister gezwungen, sich dem Beschluß der Arbeitgebervereinigung zu fügen. ... Das Komödientenspiel kann fortgesetzt werden mit einigen Handwerksmeistern aus der Papierverarbeitungs-Industrie als Statisten.“

*

Mit der Aussperrung befaßte sich auch eine am 7. Mai in Oslo abgehaltene Generalversammlung der Buchbinder, die von etwa 500 Personen besucht war, also eine riesige Demonstration für norwegische Verhältnisse bedeutete. Die Versammlung stimmte u. a. einstimmig einem Antrage zu, die Hauptverwaltung des Verbandes zu ersuchen, die arbeitslosen Mitglieder in bezug auf die Höhe der Unterstützung aus der Verbandskasse den ausgesperrten Mitgliedern gleichzustellen, und zwar sollen auch diejenigen dieser Vergünstigung teilhaftig werden, die unter normalen Verhältnissen aus der Verbandskasse bereits ausgesteuert sein würden. Die Aussperrung wird schließlich auch einmal ein Ende nehmen, und die arbeitenden Mitglieder werden dann dafür sorgen, daß die Verbandskasse wieder aufgefüllt werde.“

Kurze Notizen.

1. Das weitaus verbreitetste Buch auf Erden ist die Bibel, die vor allem durch die großen Bibelgesellschaften in England, Deutschland, Amerika usw. zu dieser Bedeutung gelangt ist. Sie wurde in etwa 330 Sprachen gedruckt und verbreitet, und die Gesamtzahl der seit 1800 bis heute auf der Erde verbreiteten Bibeln dürfte an 250 Millionen Stück betragen.

*

1. Das Wort Alphabet stammt aus dem Griechischen und ist nach den beiden Anfangsbuchstaben des griechischen Alphabets, Alpha und Beta gebildet, die natürlich unserem A und B entsprechen. Analphabeten sind Leute, die nicht einmal das Alphabet kennen, also nicht schreiben und lesen können.



Die Freie.

Von W. Holzamer.

Also nun war es wieder November geworden. Trübe Tage. Der Oktober war noch einmal licht und freundlich gewesen, und das Land hatte weit und breit klar gelegen. Nur am Morgen waren die Nebel aufgezo-gen, lang und dicht das Selztal hin, aber bald war die Sonne gekommen und hatte sie vertrieben. Da hatten sie dann in den Weiden und Erlen in losen Fehen gestarrt, bis die auch verslogen waren und nur in den ausgespannten Spinnennetzen als dünne glühende Perlen eine Spur zurückgelassen hatten. Es waren so schöne Tage gewesen, die Oktobertage diesmal, und man hatte noch einmal ans Leben gedacht, als wär's Sommer, hatte hinaus gedacht zu den Menschen, ins Weite und Gesellige.

Und nun war's November und trübe, und man war mit seinem ganzen Sinnen und Sorgen zurückgetrieben in seine vier Wände, in die Enge, und man mußte sich einrichten auf den Winter, auf Frost und Feuchte, auf die lange tote und unliebe Zeit.

Nun blieb die Wiesenmühle ganz abgeschlossen von der Welt. Niemand mehr, der im Felde arbeitete. Höchstens vielleicht, wenn es Eis gab, daß die Eis-macher herauskamen. Dann die paar Bauern, die mahlen ließen. Es waren nicht mehr viel. Die Hauptsache war schon weggemahlen, das wenige, das noch in den Scheunen lag, das war nicht mehr der Mühe wert.

Die Wiesenmühle hatte sehr nachgelassen in den letzten Jahren. Alles fuhr nach der mittleren Mühle, die dem Terrissepp gehörte, weil dahin die neue Chaussee vorbeiführte und die Bauern bequemer anfahren konnten, als den holprigen Feldweg zur Wiesenmühle hin. Der war nun sein heraus, der Terrissepp. Oben, die Ecklocher Mühle, hat auch fast gar nichts mehr zu mahlen, die Kettenmühle hätte auch fast das Rad abstellen können. Nur noch ein paar alte Kunden waren ihr treu geblieben, und nur dadurch, daß der Kettenmüller eine Bäckerei eingerichtet hatte, hatte er sich über Wasser halten können.

Der Wiesenmüller war keiner von denen, die sich allzu viel Sorgen machten. Im Gegenteil, er gönnte es dem Schlauberger Terrissepp, daß er so viel zu tun hatte. Er dachte, das würde auch einmal wieder anders werden, und die vier Mühlen liefen wieder wie in guten Jahren, da sie Tag und Nacht geflappert hatten und keiner dem anderen Reib getragen hatte. Wozu auch neiden! Damit schadet man sich nur selbst und ändert die Dinge doch nicht.

Vor ein paar Tagen, bei dem hellen Oktoberwetter, hatte der Wiesenmüller noch gern droben gestanden am Siebelfenster und hatte über die Wiesen hin hinauf zum Terrissepp gesehen, ob noch tüchtig die Kornwagen bei ihm einfuhren. Und richtig, der ganze Hof stand ihm noch voll. Aber dann hatte der schöne Sonnenschein den Blick weiter gelockt, und er hatte nach dem Dorfe gesehen, wo die Schornsteine rauchten und woher die Glocken klangen, klar und rein herüber in den stillen Mühlengrund, in dem die Töne verhallen wie in einem weiten Dom. Er war nicht von Sorgen bedrückt. Er und seine Frau, sie hatten genug zusammengebracht und genug zusammen errungen, wenn es auch einmal einen Winter lang gar nichts war, sie verhungerten noch nicht. Was sie zum Leben brauchten, das wuchs auf ihren Feldern



um die Mühle herum, und was sonst nötig war, das konnte von den Zinsen bestritten werden, wenn die Kasse leer wurde. Nein, es war dem Wiesenmüller leicht und froh sogar ums Herz, wie er da oben stand. Der Himmel war so klar und rein wie frisch ausgewaschen, und das Land war so hell von seltenen Farben, wie man sie sonst im Jahre gar nicht sah, und die Sonne hatte etwas so Mildes und Zartes, wie wenn sich eine Mutter über die Wiege von ihrem Neugeborenen bückt. Er wußte gar nicht, was es war und wie er es sich klarmachen sollte. Er kannte doch das Land und hatte es zu den verschiedensten Zeiten gesehen, aber so schön und anziehend hatte es noch nie dagelegen, soweit er sich erinnern konnte. Es lockte ordentlich hinaus, und man konnte sich gar nicht vorstellen, daß der Winter vor der Tür stünde. Er dachte daran, daß er am Sonntag einmal mit seiner Frau und seiner Tochter ins Dorf gehen könnte, den „Neuen“ zu probieren. Ja, das könnte man wirklich einmal, es war ganz gut, sich von Zeit zu Zeit im Wirtshaus sehen zu lassen. Sonst wurde man den Leuten ganz fremd und mußte sich so in sein Alleinsein ein, daß kein Mensch mehr etwas mit einem zu tun haben wollte und die Welt einen gar nicht mehr verstand. Er summte ein altes Liedchen vor sich hin. Dann pffif er. Und weil in der Mühle der Gang jetzt leer gelaufen war, hallte die Schelle laut zu ihm herauf, daß er aus seiner Stimmung gerissen wurde und ein barsches Hallo hinunterrief. Dann ging er, aufzuschütteln. Aber das behielt er sich, daß er am Sonntag ins Dorf zum „Neuen“ gehen wollte.

Da er aber am Sonntag aufwachte und zum Fenster hinaussah, war alles in dichten Nebel gehüllt, daß man keine drei Schritte weit sehen konnte. Und der Wiesenmüller sagte nichts zu seinen Leuten vom „Neuen“ und behielt seinen Gedanken für sich. Aber er sagte zu seiner Frau, daß man jetzt an den Winter denken und sich verwahren müsse.

* * *

Richtig, am Montag, in aller Frühe, saß er denn auch schon auf seiner Scheunentenne am langhalmigen Stroch und legte sich's zu Schichten und Wulsten, machte dann eine Strohtür für den Stall, raubte Fenster und Haustür mit Strohhöpfen ein, stopfte sonst noch zu, was die Kälte hereinlassen konnte, die Keller- und Dachlufen, die Löcher in den Stalltüren und die Tröge des Schweinestalles. Die Wasserpumpe und die Pflanzpumpe umwickelte er so geschickt mit den hellen Strohhöpfen, daß sie ordentlich stolz aussahen und so recht behaglich in ihren warmen Kleidern dastanden, wie junge Mädchen, die zum erstenmal die neuen Wintermäntel anhaben.

Die Müllerin saß indessen drin am wärmenden Kastenofen und strickte warme Wintersocken und Knie- und Pulswärmer. Sie stopfte die Fausthandschuhe und sah auch die wollenen Strumpfpappe des Müllers nach, ob nicht die Motten Löcher hineingefressen hätten oder eine Masche aufgegangen war. Es war eine recht mechanische Arbeit, und sie duselte von Zeit zu Zeit ein kleines Weilschen drüber ein und nickte ein Stückelchen herunter. Wenn dann die Schelle am Mahlgang riß, fuhr sie auf und strickte oder stopfte hastig weiter und sah sich jedesmal dabei ein wenig in der Stube um, ob sie niemand beobachtet hatte, obgleich sie wußte, daß sie allein war.

Nur für die Eve, die einzige Tochter, brachte die Zeit nichts Neues und keine Veränderung. Sie besorgte die Arbeit in der Küche, und Sommer wie Winter wollten die Menschen ihren Tisch gedeckt haben,

und das Vieh wollte sein Futter; Küche und Stube und Ställe brachten immer die gleiche Arbeit. Nur die Feldarbeit fiel freilich ein paar Wochen lang weg. Dafür half sie der Mutter etwas bei ihren Ausbesserungen, wenn sie mit dem anderen fertig war.

Die Eve tat ihre Arbeit mit Fleiß und Lust. Es freute sie, etwas hinter sich zu bringen, was es war, war ihr gleich. Sie wußte, es war auf der Welt keinem Menschen etwas gespart. Warum sollte es ihr sein. Und sie schaffte ja auch für sich selbst. Wenn's für andere Leute wäre, ja dann wär's eher zum Murren und Ueberdrißigerwerden, aber so. Sie war eine vergnügliche Natur, freute sich, mit jemand zu plaudern, hörte gern Neuigkeiten, fragte gern aus — was hatte sie denn auch sonst hier draußen in der Abgelegenheit! —, sang gelegentlich ein Liedchen und ließ gern in die Kirche. Sie konnte den Rosenkranz aus dem „ff“ beten. Und das war so bequem. Dabei konnte sie sich in der Kirche umsehen — links ein bißchen herauschielten, rechts ein bißchen — und das Lippenwerk ging immer weiter, und wenn die Kirche aus war, waren es nur wenige, von denen sie nicht gewußt hätte, was sie anhalten und was sie auf dem Kopfe trugen, wer etwas Neues hatte und wer nur immer und ewig daselbe trug. Selten auch, daß sie sich in ihren Berechnungen getäuscht hatte, wenn sie im Dorfe fragte, ob denn da und dort das Kleine noch nicht angekommen sei.

Es stimmte denn auch fast immer, und wenn es einmal nicht stimmte, so war daran ein Grund schuld, den die Eve nicht vorher hatte wissen können. Aber alles, was sie von den Menschen wußte, das plauderte sie nicht weiter aus. Sie sagte keinem etwas Böses nach. Nur ihrer Mutter erzählte sie die Dorfmirale, und die war schon so abgestumpft, die hörte sie nur mit einem halben Ohr. Die Eve war keine Ausmacherin. Sie war nur neugierig. Sie ließ sich mehr erzählen, als sie selber erzählte. Und von jedemmann war sie wohl gelitten, wenn sie auch einige eine „Truttschel“ nannten. Das waren aber meist solche, die bei dem alten Wiesenmüller abgefahren waren, wenn sie um die Eve angehalten hatten. Denn der alte Wiesenmüller, so ein guter Kerl er auch war, vormachen ließ er sich doch nichts. Er wußte ganz genau, daß es den Werbern nicht um die Eve zu tun war, sondern um das, was sie mitbekam, und da sagte er immer nein. Ganz hart und schroff. Die Eve war nicht schön. Der Müller wußte das. Ihr edig Gesicht verlockte keinen. Darum war's keinem zu tun. Aber die einzige Tochter, der einmal das ganze Vermögen zufiel, das stach ihnen in die Augen. Zudem hatte die Eve zu keinem eine besondere Zuneigung verraten, und der Müller war noch aus der alten Zeit, in der man gemeint hatte, zum Heiraten gehöre auch noch etwas anderes, als nur ein Schrant voll Weißzeug, ein paar Verschreibungen, ein Bündel blaue Scheine, und die Frau nur so als Dreingabe, weil man sich ja trösten konnte, daß bei Nacht alle Ragen grau sind. Und seine Verweigerung mußte die Eve dann büßen. Sie wurde eine dumme „Truttschel“ genannt. (Fortsetzung folgt.)



Ein Schlagfertiger.

In einem französischen Theater wurde einmal vom Publikum mit Ungeflüm die Marcellaise verlangt. Die Direktion entsprach dem Verlangen des Publikums nicht. Als das Loben immer stärker und das Geschrei, man solle den Vorhang wieder aufziehen, immer ungestümer wurde, hob sich endlich der Vorhang. Ein Polizeikommissar in voller Uniform trat an die Rampe und sagte, es sei durchaus nicht erlaubt, daß im Theater etwas anderes vorkäme, als was auf dem Zettel stehe. Da rief einer von der letzten Galerie herunter dem Polizeikommissar zu: „Und Sie, mein Herr, stehen Sie etwa auf dem Zettel?“

Für unsere Kolleginnen



Sinnsprüche.

Es ist unsere größte und schwerste innerpolitische Aufgabe, über dem Volk, über der Gesellschaft und über der Wirtschaft den Staat als Gegenstand freudiger Wertschätzung und Kraft zu erhalten und so auszubauen; daß er dieser Wertschätzung wert ist. Adolf von Harnack.

*

Neben einer hohen Volksbildung ist eine hohe Moral der Massen die Vorbedingung des Sozialismus, eine Moral, die sich äußert nicht nur in starken sozialen Instinkten, Gefühlen der Solidarität, der Opferwilligkeit, der Hingebung, sondern auch in der Ausdehnung dieser Gefühle über den engen Kreis der Kameraden hinaus auf die Gesamtheit. Karl Rautsky.

*

Aus Selbstachtung entspringt notwendig auch Selbstgefühl, Selbstvertrauen und Selbstständigkeit. Wer sich aber nicht selbst achten kann und doch Ansehen in der Welt gewinnen will, der muß notgedrungen alle Mittel der Verstellung, Kriecherei und Schmeichelei aufbieten, um sein Ziel zu erreichen. Menschen dieser Art, deren es leider viele gibt, sind die gemeinschädlichsten im Staate. Bodenstedt.

Die Frau als Arbeitsgenossin und Verbandskollegin.

Mit dem fortschreitenden Wachsen der kleinen Betriebe zu mittleren und Groß-Betrieben und dem in den letzten Jahren in besonders starkem Maße aufgetretenem Bestreben nach Rationalisierung ist auch die Frau in immer stärkerem Maße in den Produktionsprozeß eingepaßt worden. Das sehen wir nicht nur täglich in den einzelnen Betrieben, sondern wir können das Ergebnis dieser Entwicklung auch an Hand der Betriebs- und Gewerbebegählungen von einer Erhebung zur anderen deutlich erkennen und zahlenmäßig feststellen. So waren z. B. nach der letzten Betriebszählung in der Papierindustrie und dem Diversifikationsgewerbe von den 575 805 Beschäftigten 34 Proz. Arbeiterinnen. Ähnlich lagen die Verhältnisse im Nahrungs- und Genussmittelgewerbe, in dem von 1 365 499 Beschäftigten 36 Proz. Arbeiterinnen waren. Im Bekleidungs- und Textilgewerbe und in der Textilindustrie werden sogar mehr Frauen als Männer beschäftigt, im ersteren 52 Proz., in letzterem sogar 57 Proz.

In welchem Maße die Frauenarbeit seit den letzten im Jahre 1925 vorgenommenen statistischen Feststellungen im allgemeinen und in den einzelnen Berufen von Jahr zu Jahr zu- oder abgenommen hat, läßt sich leider nicht einwandfrei feststellen. Doch zeigt sich in unserem Gewerbe, der Papierverarbeitungsindustrie, daß unsere Kolleginnen in den letzten beiden Jahren durch die immer stärker werdende Krise auch in erheblich stärkerem Maße unter der Arbeitslosigkeit zu leiden haben

als die Kollegen. Wir können weiter feststellen, daß durch die langanhaltende Krise die Mitgliederziffer der Kolleginnen im letzten Jahre um 7 Proz. gesunken ist, während sich die der Kollegen auf gleicher Höhe hielt. Diese Beobachtungen scheinen auch auf die Beschäftigung der Frau im allgemeinen zuzutreffen. Mit Recht sagt daher der Internationale Gewerkschaftsbund in einem Artikel über „Die Rolle der Frauen in den deutschen Gewerkschaften“, daß die Ursache des Rückganges der weiblichen Mitglieder des IGB, abgesehen von den durch technische Umstellungen bedingten Schwankungen in der Beschäftigung von Arbeiterinnen (wobei vermehrte und verminderte Frauenarbeit in Betracht kommen), alle Krisen auf dem Arbeitsmarkt stärker auf die weibliche Mitgliedschaft drücken. Alle Aktionen der Unternehmer, wie überhaupt alle Bedrängnisse der Arbeiterschaft, wirken sich viel nachhaltiger im weiblichen als im männlichen Mitgliederstand aus, weil die Frauen viel stärker die Bindungen zur Gewerkschaft von Augenblickserfolgen abhängig machen als die Männer.

Es ist daher eigentlich nur eine natürliche Erscheinung, wenn die „Gewerkschaftszeitung“ in einer längeren Abhandlung über „Die Frauen in den Gewerkschaften“ aus den Jahresberichten der Verbände feststellt, daß der Prozentsatz der Frauen vom Jahre 1928 bis Ende 1929 nur in sechs Gewerkschaften stieg, dagegen in neun Verbänden sank. Der Prozentsatz stieg bei den

Tabalarbeitern . . .	von 77,5 auf 79,3 Proz.
Buchbindern . . .	67,9 „ 68,1 „
Schuhmachern . . .	44,3 „ 44,5 „
Hotelangestellten . . .	26,4 „ 26,6 „
Lederarbeitern . . .	20,5 „ 21,3 „
Gemeindearbeitern . . .	15,3 „ 15,7 „

Er fiel dagegen bei den

Graph. Hilfsarbeitern .	von 64,1 auf 63,1 Proz.
Hutarbeitern . . .	63,3 „ 62,2 „
Textilarbeitern . . .	57,8 „ 57,5 „
Bekleidungsarbeitern . .	48,1 „ 47,9 „
Fabrikarbeitern . . .	22,2 „ 21,8 „
Nahrungsmittelarbeitern „	20,6 „ 20,3 „
Landarbeitern . . .	9,5 „ 9,0 „
Verkehrsarbeitern . . .	9,1 „ 9,0 „
Holzarbeitern . . .	7,4 „ 6,5 „

Bei den Metallarbeitern und Sattlern ist das Prozentverhältnis der weiblichen zu den männlichen Mitgliedern unverändert geblieben. Aber dieser einseitigen nur bei neun Organisationen zu verzeichnende Rückgang vom Jahre 1928 bis Ende 1929 ist infolge der stärkeren Krise zweifellos im Jahre 1930 noch weiter fortgeschritten.

Von diesen vorgenannten 15 Verbänden sind sieben, in denen die Frauen entweder die Mehrheit oder nahezu die Hälfte der Mitglieder bilden. Doch trotz dieser Überlegenheit spürt man ihren Einfluß im Verbandsleben nur wenig. Bei Wahlen zu Kongressen, Verbandstagen, Konferenzen usw. ist dies schon oft recht augenfällig in die Erscheinung getreten und kritisiert worden. Solche Beobachtungen können wir auch in unserem eigenen Verbandsleben nur zu oft machen. Branchen, die zu sieben Achtel, ja sogar zu neun Zehntel aus Kolleginnen bestehen, haben trotzdem in ihrer Mehrzahl Kollegen als

Funktionäre. Diese Passivität der Kolleginnen ist außerordentlich bedauerlich. Wenn auch unsere Kollegen das ehrliche Bestreben haben, das Wohl der Kolleginnen mit zu fördern, dann muß es dennoch unsere vornehmste Aufgabe sein, unsere Kolleginnen mehr aufzurütteln und ihnen die dringende Notwendigkeit vor Augen zu führen, nach Möglichkeit und Können sich in Verwaltungsförperschaften, Branchenleitungen, als Vertrauensleute, Betriebsräte usw. wählen zu lassen. Wir wollen gern anerkennen, daß so manche Kollegin durch häusliche Verhältnisse und dergl. an der Ausübung eines solchen Amtes behindert ist. Bei den meisten ist es jedoch Zaghaftigkeit und Mangel an Selbstvertrauen, das sie abhält, sich im Verbandsleben zu betätigen.

Zwar kann man beim Vergleich mit früheren Jahren auch hier einen Wandel zum Besseren feststellen, doch bleibt die Tatsache bestehen, daß die Arbeiterinnen bei weitem noch nicht die Rolle in den Gewerkschaften spielen, die sie vermöge ihrer zahlenmäßigen Stärke spielen müßten. Viele unserer Zahlstellen sind daher eifrig tätig, um besonders unsere Kolleginnen mehr als seither für die Organisationsstätigkeit zu interessieren und zu schulen. Ganz besonders aber ist es notwendig, diese Aufklärungsarbeit in den Betrieben von Mund zu Mund zu betreiben und nicht zu ruhen, bis die letzte Kollegin für den Verband gewonnen ist. mk.

Die Arbeiterfrau.

In einem Miets Hause des Arbeiterviertels, vor der Stadt draußen, wohnten die Familien Tür an Tür, so daß sich die Frauen in ihre Haushaltungen hineinschauen konnten, und darum des Gezänkes kein Ende war. Es war da immer ein tüchtiger Wettstreit unter den Frauen, welche von den Armen die am wenigsten Arme wäre. Sie vergaßen darüber oft den Haushalt oder verärmten, ihre Kinder zu betreuen. Es war stets etwas zu betätigen, zu hassen und zu verfolgen. Einmal war es eine Frau, deren Verhältnis zu ihrem Manne niemanden gefiel, dann wieder eine kleine Beamtenfrau, die mit ihrem weiblichen Hochmut alle möglichen Gefühle aus den vielen Weibern heraustrieb. Sie war nach dem Urteil aller zu elegant und mußte darum Hunger leiden, das wußte man vom Schlächter und Krämer. Ihre Kinder liefen in armseligen Fetzen herum, solches konnte man selbst sehen.

Dann kam eine Arbeiterfamilie aus einer anderen Stadt zugezogen. Da wollte die Neugierde der Frauen gar nicht versiegen. Was es da zu sehen und zu hören gab, war so viel und so außerordentlich, daß am Ende wirkliches Interesse und nicht einmal das niederste, daraus wurde. Diese „neue“ Frau zeichnete sich zuerst dadurch aus, daß sie sich nie unbegründet vor ihrer Wohnungstüre aufhielt und im Tür alle Menschen, die sie traf, mit selbstverständlicher Höflichkeit grüßte. Sie wartete nicht ab, bis die andere zuerst einen Gruß gab, ob auch deren Mann einige Mark mehr oder weniger verdiente. Ganz gleich, ob diese älter war oder jünger. „Denk Euch,“ sagte ihre nächste Nachbarin zu den Frauen, die sie im Hofe antraf, „die hat kein Sonntagsgeld, auch keinen Hut mit roten und grünen Blumen, wie man sie jetzt trägt. Ihre Röcke haben weder Falten noch Knöpfe oder Ähnen. Nichts, gar nichts. Einfach ein glatter Sa.“

„Das ist nicht ganz so,“ bestritt die eine, eine Näherin, „ihr Rod hat einen solch guten Schnitt, daß er keinen Aufputz braucht. Er ist recht weit. Was nützt ein verpudertes Kleid, und wenn es noch soviel Borden und teuren Schmuck hat.“

„Sie als Näherin sollten wirklich mehr Geschmack haben,“ rief ärgerlich die andere.

„So,“ verteidigte sich nun diese aufgebracht, „sie ist sogar geschickter als wir alle. Die trägt nur Kleider, die sich leicht waschen lassen, darum ist sie immer die sauberste von uns allen. Ich werde das von jetzt ab genau so machen.“

„Kriechen Sie doch vor der in ein Mausloch,“ meinte die dritte mißvergünstigt.

„Gar nicht. Durchaus nicht, aber ich darf doch sagen, was ich vernünftig finde. Es ist zum Beispiel ihr einfacher breitrandiger Filzhut zweifellos schöner und zehnmal billiger als der aufgemachte Hut der „Beamtin“, mit samt Federn, Blumen und Bändern, mit all diesen teuren, sinnlosen Zutaten. Ich sehe überhaupt nicht ein, wozu wir Arbeiterfrauen die Hüte der Damen nachmachen, wenn wir doch nicht die Haare so tragen können, nicht all die falschen Zöpfe und das Gelocke. Auf unseren einfachen Frisuren sitzt allemal solch ein Hutgestell droben wie ... Kowisch, sage ich Euch.“

Den Frauen war der Spott unangenehm. Sie wollten von anderem sprechen, da ging eine junge Mutter am Hofe vorbei.

„Seht,“ sagte die junge Näherin, als jene vorüber war, „was ist die Hennie für ein nettes Weibchen, aber wie entsetzt sieht sie aus mit diesem Ding von Hut. Ursprünglich wollte die Mode einen Reiherschwanz, der von der Krempe bis an die Schultern herunterzittert. Die reichen Damen tragen es auch so. Aber unsere Hennie mußte mit einer gefärbten „Brathuhnfeder“ vorliebnehmen, die nur steif wippen kann. Und da wir schon einmal dabei sind, ihre Sacke ist eine schlechte, eine ganz miserable baumwollene Pelzimitation. Eine echte kostet nämlich an tausend Mark. Hennie hat sich für das Zeug ein Vierteljahr lang die Finger zerstoßen und die Augen mißhandelt. Aber unsere Frau mit dem waschbaren Werktagstagskleid trägt eine selbstgestrickte Wollenjacke um fünf Mark.“

„Sie wissen ja alles so genau,“ unterbrach eine der Frauen, „Sie kommen gewiß immer dorthin?“

„Nicht mal. Ich kenne nur die Art Wolle und weiß, was die kostet. Aber unsere Sacke ... sie liegt besser an als alle teuren Schneiderkleider. Diese simple Wolljacke schmiegt sich frei dem Körper an.“

„Du hast recht,“ sagte eine junge Fabrikarbeiterin, die hinzugetreten war, „weißt Du uns noch mehr zu erzählen?“

„Ja. Und weil es Dämmerung ist, weil darum niemand von uns etwas verläumt, darum tue ich es. Ihr dürft aber nicht meinen, daß ich Euch beleidigen will, wenn ich manche Torheit lächerlich mache. War ich ja selbst in fast allen den Irrtümern befangen.“

„Rede nur, wie Du denkst,“ meinte die Fabrikarbeiterin, „wir sind doch keine Kinder.“

„Nein, das sind wir nicht“, bestätigten mehrere Frauen.

„Nun,“ sagte die Näherin zufrieden, „so hört zuerst, wie es bei den Leuten in der Wohnung aussieht. Unsereins hat die dunklen, lackierten Möbel mit Aufhängen, Kugeln und noch schlimmeren Dingen. Im besseren Zimmer ist sogar ein Teppich am Boden, wollene Vorhänge an den Fenstern, am Spiegel, in den Ecken, und an Bildern womöglich hängen bunte Papierblumen. All diese Kostbarkeiten sind für den Besuch, der nie kommt. Der Winkel steht also leer mit seiner Herrlichkeit, und wir wohnen da, wo wir ausruben und schlafen sollen. Unsere Frau hat drei Zimmer. Ihre Möbel sind glatt, es ist nicht ein Schnörkelchen dran und — sie sind wunderschön gestrichen. Grau und blau. Im Schlafzimmer der Eltern sah ich nur das Notwendigste. Die denkbar einfachsten Holzbettladen, hellgrau. Und weiße Wäsche drin, aber nichts zugebekt mit teuren, nutzlosen Leberwürfen. Dann war nur ein Schrank noch da und eine Bank. Am Fenster hing ein kurzer Waschorhang. Nebenan, bei den Kindern, war es genau so. Die Fenster waren geöffnet und davor stand ein Windelständer. Die Tücher flatterten nicht zum Fenster hinaus. Es war alles weiß. Die Frau sagte mir, waschen muß ich doch, dann will ich auch meine Freude daran haben. Im Wohnzimmer sah ich einen Tisch und eine blante

Bank, beide mit einer billigen, schönen Leinwende belegt. Die Bank dient als Sofa und hat darum ein Sitzpolster. Nicht von der Art unserer Plüschsofas, die den Staub lotweise schlucken. Auf dem Tische in der Mitte stand ein grauer Steintrug, recht dickdächtig. Es waren Farrenzweige drin und Herbstblätter. Die Kinder haben ein eigen Tisch- und Banklein. Es ist dann nur noch eine Kommode da und darüber ein hübscher offener Schrank, in dem Bücher und Zeitungen hineingeordnet sind. Ein paar Bilder ohne Goldrahmen mit schmaler Leiste hängen an den Wänden. Ein Naturstück, einige Kopien von Kunstwerken und die Bildnisse berühmter Männer.“

„Ach, die armen Kinder,“ seufzte eine der Frauen, „wenn da alles so schön ist, dann dürfen sie ja gar nichts anfasseln.“

„Wie so?“ fragte die Näherin, „sie können alles in die Hand nehmen, was in ihrer Ecke ist und was ihnen gehört. Das Pferd, die Schäfchen, alle Kühe, alle Kugeln und Papiere, mit denen sie spielen. Sehr viel sind sie in der Anlage drüben oder gehen mit der Mutter spazieren.“

„Freilich, das haben wir schon gesehen, daß die Frau spazieren geht Bei der Arbeit und spazieren, da muß sie ja eine Hegemeisterin sein.“

„Keine Rede,“ erklärte die Näherin, „wenn wir die Zeit zusammenrechnen, die man so den Tag über verschwagt, dann kommt wirklich ein netter Spaziergang dabei heraus. Unsere heutige Unterhaltung nehme ich aus.“

„Das will ich auch meinen,“ rief die Fabrikarbeiterin, „das heute ist auch kein schlechter Spaziergang für unsere Köpfe.“

„Da, noch etwas,“ fuhr jene fort, „unsere Frau liebt sogar jeden Tag eine Zeitung!“

Jetzt wollten die Frauen nicht mehr ruhig zuhören. Sie berieten untereinander, ob die Näherin sie alle zusammen zum Narren hielte, doch die Fabrikarbeiterin verlangte Ruhe.

„Sie liebt die Zeitung, solange ihre Kinder des Mittags schlafen. Jeden Tag unterrichtet sie sich eine halbe Stunde. Und am Abend fragt sie ihren Mann, wie dies und jenes sei.“

„Das wäre meinem Mann schon zu dumm,“ unterbrach wieder eine Nachbarin, „der will seine Ruhe haben.“

„Aber dem Manne unserer Frau ist das die angenehmste Unterhaltung, daß er seinem braven Weib etwas sagen und lehren kann. Aber jetzt, liebe Frauen, muß ich heim, um meinen Vorfahren treu zu sein. Ich erzähle Euch jetzt nichts mehr, mögt Ihr es Euch selbst erzählen, nämlich, daß Ihr danach tut.“

Die Näherin ging fort und ließ die Frauen stehen. Sie zertrauten sich langsam, als würden sie sich doch Gedanken darüber machen, ob sie nicht auch solches versuchen könnten. E. B.

Mutter.

Du bist nun alt geworden, Mutter, dein Gang ist gebückt, matt sind deine Augen. Fern bin ich jetzt von dir, doch oft an den Stunden des Abends denke ich an dich und an dein arbeitsreiches Leben. Du warst eine rechte Proletarierfrau, Mutter, und nichts ist dir erspart geblieben. Nichts von all den Mühen und Sorgen unserer Klasse. Ich sehe die Fabrik, schornsteine und die Kohlenhalben meiner Heimat, sehe die Arbeiter der Schächte, die am Feierabend nach Hause wanderten, Müdigkeit und Eröitterung in ihren Gesichtszügen, wie verkörperte Gestalten von Meunier. Und ich weiß noch genau, wie die Sorge gar oft unser Gast war. Sie war es, die unsere Kindheit trübte und dein Leben zermalnte.

Kindheit und Jugend, Worte mit Wohlklang, wie nur wenige unserer Sprache. Was nützen sie dem Arbeiterkinde, dessen früheste Erinnerungen mit Not und Entbehrungen verknüpft sind? Streits und Aussperungen, der lebensgefährliche Beruf des Vaters, der geringe Lohn, wo bleibt da die Lebensfreude?

Aber du, Mutter, vergaßtest nie. Trotz alledem und alledem. Du hast geschafft wie ein Arbeitstier. Und immer warst du die Güte selbst. Weißt du, damals, als der Vater im Schacht verschüttet wurde und wochenlang schwerkrank zu Hause lag? Auch in jenen Tagen hast du ausgehalten, bist selbst auf Arbeit ge-

gangen, trotz der vielen Kinder, die dich zu Hause brauchten. Welcher andere Ausweg wäre dir auch geblieben? Ich habe dich bei dieser Arbeit gesehen. Schweißtriefend standest du an der Lörpresse, inmitten von Schmutz und Rauch, und über dir brannte die Augustsonne. Wenn du dann abends nach Hause kamst, hungrig und müde in allen Gliedern, erwarteten dich neue Pflichten. Der Vater brauchte deine Pflege und wir Kinder hatten Hunger. Und um alles mußtest du dich kümmern. Nie werde ich jene Tage vergessen. Du hast beim Schein der Petroleumlampe bis spät in die Nacht hinein unsere Kleidung ausgebessert und nach wenigen Stunden der Ruhe erwartete dich der neue Werketag.

Zehn Kinder hast du damals ganz allein ernährt. Das wird dir keine der wohlgenährten Bürgerfrauen so leicht nachmachen. Fünfzehn Kinder hast du geboren und sie in Ehren aufgezogen. Aber du, meine unglückliche Mutter, bist dabei zu Grunde gegangen. So ist das Leben.

Ich habe als Erwachsener manchmal bitter gelächelt, wenn ich das abgedroschene Allgemeinwort der bürgerlichen Klassen hörte: Viel Kinder, viel Segen. Sie sollten nur wenige Wochen einmal das Leben einer Proletarierfrau mit kinderreicher Familie kennenlernen. Sollten einmal sehen, wie die Hauswirte dafür sorgen, daß keine kinderreiche Arbeiterfamilie in ihre Wohnungen einzieht. Und sie würden wohl bald anders reden.

Wie sehnsüchtig wartete meine Mutter darauf, daß eins von uns aus der Schule käme. Denn aus der Schule kommen, das hieß für uns, ein Eßer weniger, das hieß, fort in die Welt und auf eigenen Füßen stehen. Und die Jahre kamen und gingen. Du, Mutter, wurdest älter und sahst doch nie etwas vom Leben da draußen. Am Sonntagnachmittag sahest du zu Hause, stopfstest Strümpfe oder hattest andere Arbeiten zu verrichten. Keine Reise, keine Erholung, nichts von alledem. So war es immer. Die wenigen Sonntage, die du außer dem Hause verbrachtest, sind zu zählen. Immer dasselbe Tun und Treiben, jahre-ein, jahraus. Keinen Trost im Herzen als das eiserne: Ich muß!

Doch die Welt bleibt nie stehen, auch wir wurden älter und traten ins Leben hinein. Du warst immer sehr weich gestimmt, Mutter. Als ich in die Welt ging, sagtest du mir: Weib ehrlich, mein Junge! Und ich drückte deine zitternde Hand und gelobte, dir gut zu sein.

Wieder gingen Jahr um Jahr ins Meer der Unendlichkeit. Da geschah es einst, daß ich nach langer Abwesenheit wieder einmal nach Hause kam. Es war an einem Maientage. Auf den Bäumen der Landstraße, die vom Bahnhof nach dem Dorfe führt, prangten die Kirschblüten wie frischgefallener Schnee. In der Luft zwitscherten die Lerchen; überall freute sich die Welt des Frühlings.

Da war es, daß ich dir, meine Mutter, begegnete. Ich sah, wie dir ein freudiger Schrecken über das Gesicht huschte. Und da konnte ich mir nicht anders helfen. Ich stellte meinen Koffer auf den Boden und küßte dir die eingefallenen Wangen. In der Freude des Wiedersehens weinte ich — und habe mich der Tränen nicht geschämt. Ich weiß, wir Arbeiter sind ein rauhes Geschlecht, Zärtlichkeiten sind unter uns selten, doch wenn uns die Freude zu Umarmungen hinreißt, so wissen wir: sie ist ehrlich empfunden. Unsere Seele verstaubt durch den Alltag und gar oft auch die Liebe und all die Ideale und die glühende Hoffnung der Jugend.

Nun, Mutter, bist du alt geworden. Älter als deine Lebensjahre. Und du bist so krank. Krank am Leib und Seele. In deinem Gesicht sind Falten, graue Haarsträhnen an den Schläfen. Doch in den Winkeln deiner schmalen Lippen leuchtet das gütige und wehmütig-verzichtende Lächeln wie in vergangenen Tagen. Möge dir noch einmal im Leben die Freude erblühen, mögest du noch einmal gesund werden. Ich hoffe mit Sehnsucht darauf und — kann doch nicht mehr hoffen. Es gibt ein schönes Gedicht von Delfes von Lillencron. Wenn ich dich vor mir sehe, wenn ich von dir träume, immer denke ich an diesen Lohgesang mütterlicher Liebe.

Wie oft sah ich die blauen Hände regen,
Ein Stück für mich, wie liebevoll du sorgtest . . .

Arthur Saher.

Stimmen aus unserem Kollegenkreis:

Kalkulationsblüten.

Während unserer letzten Lohnverhandlungen mit dem Verband Deutscher Buchbindermeister sind die Unternehmer u. a. auch darauf hingewiesen worden, daß bei einem Lohnabbau für sie kein Gewinn zu erwarten ist, da aller Vorteil nur dem Verlagsbuchhändler zustehe. Das haben die Unternehmer bestritten und erklärt, sie würden dafür sorgen, daß dieser Gewinn nur dem Buchpreis zugute käme. Für die Behauptung, daß bei rückläufigen Löhnen die Unternehmer auch sofort mit ihren Kalkulationen bis unter die Grenze des Erträgliches heruntergehen, ein Beispiel. (Es handelt sich um einen Band im Format 8, 14 2/2 Bogen à 16 Seiten. Ein Bild anhängen. Ganz Leinen (Favorit), Decke gedruckt in braun Folie mit Kopf und Fußleiste, Leiste auch über den Rücken, 3 Zeilen auseinandergezogener Titel und Vängstitel auf dem Rücken.) Von einer Firma wurde dem Verleger für 1000 Stück ein Preis von 52 Pf. pro Stück abgegeben. Da jedoch nur 300 Stück in Auftrag gegeben wurden, rechnete die Firma mit 25 Proz. Aufschlag, wodurch sie zu einem Preis von 64 Pf. pro Stück kam. Dieser Preis ist errechnet nach den Sätzen des Reichsakkordlohnartikels und stimmt mit Fette 2. Aufl. überein. Nach Fette müßten bei 300 Auflagen 30 Proz. Aufschlag gegenüber dem Preis von 1000 Exemplaren berechnet werden.

Von der Firma E. in L. lag mir über die Preisabgabe an den Verleger das Originalschreiben vor. Die Firma E. verlangte bei 550 bis 1000 Stück pro Band 43,5 Pf., bei weiteren 300 Stück pro Band 46 Pf.

Ich kann mit weiteren Beispielen aufwarten und damit den Nachweis erbringen, daß ähnliche Kalkulationen leider zu oft abgegeben werden. Kann man sich dann wundern, wenn die Lage im Gewerbe immer trostloser wird? Die Schleuderfirma Karl Einbrodt in Leipzig ist man los, andere treten an deren Stelle. Durch solchen Preisdruck kommt auch nicht ein Buch mehr zum Binden nach Leipzig, doch der Buchhändler in der Provinz kann an Hand solcher „Blüten“ einen außergewöhnlichen Preisdruck ausüben. W. M.

Für die Herabsetzung der Arbeitszeit.

Eines der rücksichtslosesten Unternehmerorgane ist die „Deutsche Bergwerkszeitung“. Sie vertritt die Interessen der deutschen Schwerindustrie und bekämpft die Forderungen der Gewerkschaften ganz energisch. In Nr. 105 dieses Blattes finden wir einen Artikel des Professors P o p p e l e u e r, den die Redaktion allerdings mit einer abschwächenden Bemerkung einleitet. Trotzdem druckte sie ihn ab, obwohl folgende ganz vernünftige Forderungen in ihm enthalten sind:

„Man muß sich klar machen, daß, bedroht man eine Herabsetzung der gesetzlichen Arbeitszeit von 48 auf 40 Stunden, dies einen Schematismus bedeutet. Warum nicht zur Diskussion gesetzlich zu bestimmen: Von einem bestimmten Termin ab, etwa vom 1. Juni, wird die gesetzliche Arbeitszeit in Deutschland allmählich herabgesetzt, und zwar innerhalb 6 Monaten von 48 auf 40 Stunden, d. h.: die Arbeitszeit wird jede Woche um 20 Minuten herabgesetzt und so ganz allmählich die 40stündige Arbeitswoche erreicht! . . . Findet sich im Gefolge einer allmählichen Verkürzung der gesetzlichen Arbeitszeit, etwa in einem Zeitpunkt von 48 auf 46 Stunden, eine negative Wirkung, so wird man die weitere Verkürzung bremsen. Findet sich dann aber eine positive Wirkung, dann wird man auf dem Wege einer Verkürzung weiter vorwärts schreiten können. Unter Umständen wird man dazu übergehen können, schon im zweiten Monat nach der allmählichen Verkürzung der Arbeitszeit die weitere Verkürzung so zu gestalten, daß sie statt in 6 Monaten in etwa nur 3 Monaten von 48 auf 40 Stunden durchgeführt wird. . . Ich glaube, daß eine sukzessive, kontinuierliche und allmähliche Verminderung der Arbeitszeit die wirtschaftlichen Zustände allmählich zu bessern geeignet ist.“

Diese Äußerungen könnten ebensogut in einem Arbeiterblatt stehen. Wenn auch die „Bergwerks-

Zeitung“ sich mit dem Gedanken des Verfassers nicht restlos einverstanden erklärt, dann muß man sich doch darüber wundern, daß solche Gedankengänge ausgerechnet in diesem Scharfmacherblatt abgedruckt werden. In den Forderungen des Herrn Prof. Poppelreuter steckt zweifellos ein guter Kern. Wir glauben, daß die Gewerkschaften sich durchaus damit einverstanden erklären würden, daß die Arbeitszeit innerhalb von drei oder sechs Monaten auf 40 Stunden herabgesetzt wird. P. N. R.

Ist das auch Volkswirtschaft?

Dem aufmerksamen Beobachter mußte es auffallen, daß in den letzten Jahren an den Zufahrtstraßen aller größeren Städte Tankstelle um Tankstelle errichtet wurde, und mancher wird sich schon gefragt haben, ob das wirklich einer wirtschaftlichen Notwendigkeit entspricht, oder ob nicht auch hier ein Beweis vorliegt für die Behauptung, daß die kapitalistische und darum profitwirtschaftliche Zweckmäßigkeit der volkswirtschaftlichen Vernunft des öftern entgegensteht. Es darf bezweifelt werden, daß so viel Marken an Betriebsstoffen und Autoölen notwendig sind, wie sie von den eng beieinanderliegenden Tankstellen der verschiedenen Markenfirmen angeboten werden. Die Konkurrenz, die den Kapitalismus ursprünglich noch erträglich machte, weil sie wirklich den Preis zu drücken imstande war, wirkt sich heute in anderem Sinne aus. Die Firmen, die im voraus mit einigermaßen allgemeingültigen Preisen rechnen können, haben schon bei den Preisfestsetzungen in ihren Kartellen, Syndikaten usw. eine solche Summe von Kapital auch für die Verkaufsorganisationen einkalkuliert, die in diesem Umfang jedenfalls nicht gerechtfertigt werden kann. Daburber aber entstehen die hohen Preise, denn die Anlagen müssen eben bei größerer Konkurrenz von um so kleineren Umfängen getragen werden. Was nützt es aber dem Autofahrer, wenn er wohl in ganz Deutschland und noch darüber hinaus ein gleiches Benzin erhalten kann, aber schon allein deshalb einige Pfennige pro Liter mehr bezahlen muß.

Ganz ähnlich liegt der Fall in allen monopolisierten Industrien, die deshalb zum großen Teil mitverantwortlich zu machen sind für die Schwere der heutigen Wirtschaftskrise. Sie alle, vor allem die Schwerindustrie, müssen mit ihren hohen Profitten, die sie auf Grund ihres Monopols, der Zölle und der Preisbindungen erreichten und die sie durch Rationalisierungsmaßnahmen und Neuanlagen ihre Produktionsmöglichkeit ins Unermeßliche gesteigert haben, jetzt bei nicht voller Ausnützung ihrer Werke alle hineingesteckten Kapitalien mit verzinsen und amortisieren. Das wird sich natürlich in den Preisen ihrer Produkte aus. Es ist heute anerkannt, daß die Steigerung der Produktionsmöglichkeit viel zu weit getrieben wurde und daß sie in keinem vernünftigen Verhältnis mehr steht zur Steigerung der Kaufkraft, ja daß sie gerade insoweit zu groß ist, als diese zurückbleibt. Wer soll denn die vergrößerte Produktmenge abnehmen, wenn nicht durch Erweiterung der Kaufkraft in dem Maße, als die Produktion sich steigert, die Möglichkeit dazu geschaffen wird. Durch diese Ueberkapitalisierung und Absatzschwächung aber werden auch alle anderen Industrien getroffen, die nicht in der günstigen Lage der Selbstfinanzierung stehen und die das hier zuviel investierte Kapital auf dem Kapitalmarkt nicht mehr vorfinden. Sie mußten deshalb zu überkauerten Auslandskrediten greifen und so haben wir heute bei den monopolisierten Unternehmungen eine mit eigenen Mitteln vorgenommene Steigerung der Produktionskapazität weit über das notwendige und volkswirtschaftlich erträgliche Maß hinaus und andererseits eine mit überkauerten Auslandskrediten durchgeführte Rationalisierung, die die Betriebe während der Wirtschaftskrise mit ihrem Zinsendienst zum Erliegen bringen muß.

Die von den Gewerkschaften längst geforderte Monopolkontrolle und die Förderung der Bedarfsdeckungswirtschaft sind die einzigen Schutzmaßnahmen vor weiteren Kapitalfestlegungen in Wirtschaftszweigen, die einer solchen nicht bedürfen und die nur

zu ihrem und zum Schaden der ganzen Volkswirtschaft bis heute trotzdem erfolgt sind.

Nur starke und geschlossene Arbeiterorganisationen werden in der Lage sein, der Entwicklung diesen Weg zu weisen und die Bahn zu ebnen für eine bessere Zukunft. Darum baue jeder mit am Werk, soweit es in seinen Kräften steht.

Mag G ü n t e r, Stuttgart.

Berichte.

Berlin. Unsere von 531 Delegierten besuchte Generalversammlung vom 13. Mai nahm den Geschäfts- und Kassenbericht entgegen. Der Versammlungsleiter gedachte vor Eintritt in die Tagesordnung der während der Berichtsperiode verstorbenen 9 Kolleginnen und 19 Kollegen. An Stelle des verhinderten Kollegen Imhof ergänzte Kollege Briemer den gedruckt vorliegenden Geschäftsbericht. Er teilte mit, daß die Zahl der Arbeitslosen, allerdings nur soweit wie Kolleginnen in Frage kommen, um rund 400 abgenommen habe. Auch im 1. Quartal sind wieder einige Betriebe stillgelegt worden. Weiter behandelte er die im 1. Quartal auf zentraler Grundlage geführten Lohnbewegungen, die schon in den jeweiligen Branchenversammlungen erörtert wurden, sowie die örtlich geführten Bewegungen in der Kurzpapier-, Etuis- und Galanterieindustrie, und die einzelnen zum Teil durch Streit beeinträchtigten Bewegungen bei Gobiet u. Pniomer, Sabo, Beutler usw.

Auch in diesem Jahre ist wieder ein günstiges Ferienabkommen für die in der Märktischen Karton- und Kartonnagenindustrie beschäftigten Kollegen und Kolleginnen zustande gekommen. — Die Rechtschutzabteilung hat wieder eine große Anzahl von Klagen führen müssen, die zum größten Teil mit Erfolg abgeschlossen werden konnten. — Zum Schluß behandelte Redner die von der RPD. ins Leben gerufene RGD-Bewegung, die bei uns dazu geführt hat, zwei Mitglieder auszuscheiden, die trotz Ermahnungen von sog. roten Betriebsräteleuten nicht zurückgetreten sind. Ferner mußten einige Mitglieder ausgeschlossen werden, die in Wort und Schrift für die RGD. Propaganda treiben. Die Ortsverwaltung wird auch in Zukunft mit aller Energie die RGD-Bestrebungen unterbinden. Zustände, wie sie in den Jahren 1923 bis Anfang 1926 vorhanden waren, können im Interesse der gesamten Mitgliedschaft nicht mehr geduldet werden.

Die Zahl der Mitglieder hat im abgelaufenen Quartal um 380 abgenommen. Die Monarchie ist darauf zurückzuführen, daß arbeitslos Gewordene es verabsäumten, schwarze Marken zu kleben. Er ersuchte alle Funktionäre und Delegierten, die Mitglieder auf ihre Klebepflicht in der Zeit der Arbeitslosigkeit aufmerksam zu machen.

Hierauf erläuterte Kollege Bytomski den Kassenbericht, der Erfreuliches nicht brachte. Von 11 000 Mitgliedern werden zurzeit durchschnittlich 7300 Beiträge aufgebracht. Obwohl die Einnahmen dadurch geringer wurden, sind die Ausgaben für die Arbeitslosen und Invaliden erheblich gestiegen. Die Ortsverwaltung ist mit allen Mitteln bestrebt, unnötige Ausgaben zu vermeiden, um für die bezugsberechtigten Mitglieder die Unterstützung aus der Lokalfasse sicherzustellen.

Als erster Oppositionsredner trittierte Kollege Schindler den Bericht, er behandelte jedoch im allgemeinen Dinge, die mit unserer Organisation nichts zu tun haben. Er verlangte die Einführung der 40-Stunden-Woche. Lebhafteste Zurufe, daß in der „Roten Fahne“ 54 Stunden gearbeitet würde, wurden von ihm nicht beachtet. — Ein weiterer Oppositionsredner erklärte, daß die Gewerkschaften auf die Dauer die Belastung durch die große Zahl der Arbeitslosen nicht tragen können. Es sei Aufgabe des Staates, für die arbeitslos Gewordenen ausreichend zu sorgen. Obwohl er Mitglied der RPD. sei, bekämpfe er die Spaltungsbestrebungen der RGD., zumal wir schon einmal eine derartige Spaltung durchgemacht haben. Vorteile habe die Arbeiterschaft dadurch nicht gehabt. Mehr als je müsse die Arbeiterschaft einig und geschlossen sein, um einen zweiten Lohnabbau zu verhindern. Die Mitgliedschaft müsse zusammenstehen, um damit auch der Ortsverwaltung den Rücken zu stärken. — Kollege Gütte ist der Auffassung, daß durch die Umstellung in den Betrieben immer mehr Frauenarbeit entsteht. Mit allen Mitteln müsse darauf hingewirkt werden, daß jede Männerarbeit für die Frauen verboten wird. Ueber die Einführung der 40-Stunden-Woche, wenn auch mit Lohnabbau verbunden, komme man nicht hinweg. Die Forderung auf Verkürzung der Arbeitszeit mit Lohnausgleich sei zwar schön, zurzeit jedoch nicht durchführbar. Bei

Zahlst du deinen Beitrag richtig?

Mit dem Erscheinen dieser Nummer ist der 23. Wochenbeitrag für 1931 fällig. Nach § 6. Abs. 1 des Statuts ist der Beitrag nicht nachträglich, sondern im Voraus zu entrichten. Achte auch darauf, daß der Beitrag in der vorgeschriebenen Höhe geleistet wird.

guter Konjunktur müsse man wieder etwas herauszuholen versuchen. — Kollege Kempe behandelt eingehend das Problem der Arbeitslosigkeit. Er gab zu, daß Abbaumaßnahmen ein bitteres Empfinden auslösen, doch die politisch und gewerkschaftlich geschulten Arbeitnehmer müßten anerkennen, daß die Gewerkschaften alles getan haben, was zurzeit möglich ist, um Schlimmeres zu verhüten. Auch in Rußland ist der 7-Stunden-Tag nur bei 10 Proz. der Arbeitnehmer durchgeführt. Die neuesten Erklärungen der Sowjetrepublik geben zu, daß es mindestens noch 8 Jahre dauert, ehe der 7-Stunden-Tag in Rußland durchgeführt sei.

Im Schlußwort stellte Kollege Priemer verschiedene haltlose Darstellungen des Kollegen Schindler zum Geschäftsbericht richtig. Schindler habe nicht das Recht, die 40-Stunden-Woche zu propagieren, solange in der „Roten Fahne“ 54 Stunden — und zwar ohne Bezahlung der 6 Ueberstunden — geleistet würden. Der andere Oppositionsredner, der sich sehr sachlich geäußert habe, habe genau so wenig wie die anderen gewerkschaftlich eingestellten Mitglieder der R.P.Z. einen Einfluß auf ihre Partei, solange in dieser Wirrtöpfe wie die Ausgeschlossenen Hoffmann, Por und Graul, maßgebend sind.

Für den verstorbenen Kollegen Brenner wurde als Mitglied der Buchbinderbranche Kollege Friß Becker einstimmig bestätigt. Im Auftrage der engeren und erweiterten Verwaltung schlug Kollege Priemer als Jugendleiter den Kollegen Plant und als Stellvertreter den Kollegen Petermann vor. Von anderer Seite wurde in Vorschlag gebracht als Jugendleiterin Kollegin Wegener und als Stellvertreter Kollege Kollas. Priemer erklärte diesen Vorschlag für statutenwidrig, da die Wahl nur nach den Vorschlägen der Ortsverwaltung erfolgen kann. Plant und Petermann traten von ihrer Kandidatur zurück, so daß eine Wahl der Jugendkommission nicht vorgenommen werden konnte. Diese besteht demnach zurzeit nicht mehr.

Kollege Bytomski begründete hierauf einen Antrag auf Erhöhung des Beitrages der 5. Klasse auf 1,90 Mt. Nach kurzer Diskussion beschloß die Versammlung gegen sieben Stimmen, ab 1. Juli diesen erhöhten Beitrag für die 5. Klasse einzuführen.

Ein Antrag der Arbeitslosen auf Auszahlung einer Pfingstunterstützung wurde bei sehr großer Stimmeneinhaltung mit knapper Mehrheit angenommen, obwohl durch den Kollegen Priemer vorher erklärt worden war, daß ohne ausreichende Deckung diese Unterstützung nicht gezahlt werden könne. Nach der Abstimmung gab Priemer im Auftrage der Verwaltung nochmals die Erklärung ab, daß sie nicht in der Lage sei, Unterstützungen ohne Deckung auszugeben. — Nachdem noch mitgeteilt worden war, daß in diesem Jahre wegen der großen Arbeitslosigkeit eine „Gute-Montag-Feier“ nicht abgehalten werden kann, kam die gut besuchte Versammlung zum Abschluß.

Hannover. Unsere am 18. Mai stattgefundene Generalversammlung hatte nur einen mäßigen Besuch. Vor Eintritt in die Tagesordnung eckte die Versammlung das Ableben unseres invaliden Kollegen Volkner. Den Geschäftsbericht der Ortsverwaltung gab Kollege Kornacker. Aus dem Bericht ging hervor, daß im verfloffenen Quartal drei Mitgliederversammlungen und drei Sitzungen der Ortsverwaltung stattgefunden haben. Außerdem fanden sieben Sitzungen des Festauschusses zur Vorbereitung des 50. Stiftungsfestes statt, an denen die Vorstandsmitglieder beteiligt waren. Ferner nahmen die Mitglieder der Ortsverwaltung an drei vom Vorstand des DGB. einberufenen Vorstanderversammlungen teil. Betriebsversammlungen fanden zwei statt. Von der graphischen Gruppe der Betriebsräte wurden eine Gruppenrats- und zwei Betriebsrätevollversammlungen abgehalten. Vor dem Arbeitsgericht wurde eine Rechtsstreitigkeit ausgetragen, die mit einem Vergleich endete. Die Geschäftslage hat im ersten Quartal eine weitere Verschlechterung erfahren. Die Zahl der Arbeitslosen betrug Anfang Januar 386, Ende März 415 Mitglieder. Kurzarbeiter waren Anfang Januar 89, Ende März 147 vorhanden. An Mitgliedern zählte Hannover Anfang des Quartals 602 Kollegen und 1020 Kolleginnen und Ende des Quartals 605 Kollegen und 1018 Kolleginnen.

Den Kassenbericht erstattete Kollege Kempe. Die Verbandstasse bilanzierte in Einnahme und Aus-

gabe mit 25 700,64 Mt. Die Kassa hatte eine Einnahme von 28 203,11 Mt., eine Ausgabe von 7029,73 Mt. und einen Bestand von 21 173,38 Mt. An Extrainterstützung für unsere ausgesteuerten und invaliden Mitglieder wurden Ostern 896,80 Mt. aus lokalen Mitteln zur Auszahlung gebracht.

Nach Mitteilungen tariflicher Natur gab Kollege Gille einen Bericht über den Funktionärkursus in der Bundeschule in Bernau. Redner zog aus dem Lehrgang die Erkenntnis, daß die Schule Wege weise und Grundlagen vermittele, die dem Funktionär die Kraft geben, innerlich fester und überzeugter auf eigenen Füßen zu stehen. Zusammenfassend sei zu sagen, daß die Schule ihrer hohen Aufgabe, dem Funktionär eine Schulung zu geben, nicht zum Zwecke des persönlichen Aufstiegs, sondern zum solidarischen Handeln und somit zum Zweck des kollektiven Fortschritts, vollauf gerecht geworden ist.

Dann teilt Kollege Böppler mit, daß die Jugendarbeit am 1. Mai wieder aufgenommen worden ist. Als Jugendleiter fungiert Kollege Grünmann. Zum Schluß seiner Ausführungen bat Kollege Böppler die Kollegenschaft, die Jugendlichen und Lehrlinge hierauf hinzuweisen und sie zum fleißigen Besuch unserer Jugendzusammenkünfte anzuhalten. Nach einigen Mitteilungen interner Natur kam die Versammlung zum Abschluß.

Stuttgart. Seit vielen Jahren veranstaltet die Zahlstelle Stuttgart am Himmelfahrtstag einen Familienausflug, der sich immer steigender Beliebtheit bei den Mitgliedern erfreut. Dieses Jahr ging die Fahrt nach Musberg, das am Eingang des weitbetannten idyllischen Siebenmühlentals auf lustiger Höhe liegt. Der Wettergott zeigte sich von der sonnigsten Seite, als der Buchbinder sich mit seiner Falzgräfin und Nachkommenchaft auf die Socken machte. Ein herrlicher Tag, der diesen Ausflug so recht zu einem Märch in den Frühling gestaltete. Am Treffpunkt hatten sich ungefähr 300 schwärmerisch für die Natur veranlagte Apfelskötter, Bräute, Frauen, Kleine und Kleinste eingefunden, die sich erwartungsvoll aufstellten. Unter Borantritt einer Musikkapelle marschierten sie durch blühende Wiesen und frischgrüne Wälder. Unvergleichlich schön war der Marsch über den Blumentepich der Wiesen, herrlich der tafrische junge Wald mit seinem vielseitigen jubelnden Vogelkonzert, das die Menschen fröhlich stimmte und zum Mitsingen einlud. Nach Austritt aus dem Wald nahm uns das herrlich gelegene Schwellbach auf, das von dem munter plätschernden Schwellbach durchzogen wird, rechts und links eingerahmt von Wald, Feld und Wiesen. Nach diesem Marsch mundete das Wespert in der „Sonne“ in Musberg herrlich und ließ bald eine Fröhlichkeit aufkommen, die man heute so selten gewahrt wird. Leider hat der Platz nicht für alle Teilnehmer ausgereicht, aber auch die, die nicht unterkommen konnten, fanden sich in anderen Lokalen zurecht.

In launigen Begrüßungsworten gab Kollege Döbbling dem Wunsch Ausdruck, daß der heutige Tag eine Anregung für die Kollegenschaft sein möge, auch fernerhin in solch familiärer Weise zusammenzuhalten und zu leben, um so die schwere Wirtschaftslage leichter überwinden zu können. Der Tag sollte auch Anlaß sein, die Versammlungen der Zahlstelle ebenfalls so zahlreich zu besuchen. Der Bürgermeister von Musberg bedachte uns mit seiner Anwesenheit, er wurde von der ganzen versammelten Korona auf das herzlichste begrüßt. Er richtete eine kurze Ansprache an die Ausflügler, schilderte die Schönheiten seiner Gemeinde und deren Umgebung und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Buchbinder sich recht wohl fühlen mögen und sein schönes Musberg bald wieder einmal aufsuchen werden. Das Heim der „Kinderfreunde“ gewährte einen prächtigen Blick auf die nähere und weitere Landschaft bis in die Gegend des Hohenjollern. Es ist geradezu ideal gelegen und konnte für die Arbeiterkinder kaum besser gewählt werden. Dieses reizende Heim wurde von uns einer Befichtigung unterzogen, während zur Freude der Kinder unsere Musikkapelle lustige Weisen ertönen ließ. In einer Begrüßungsansprache legte Genosse Schnedenburger den Sinn der Kinderfreunde-Bewegung dar. Kollege Döbbling dankte und versprach die tatkräftige Mithilfe zur Förderung des Werkes durch die Zahlstelle.

Der Nachmittag wurde ausgefüllt mit Musik- und Gesangsvorträgen des Buchbinder-Männerchors, mit weiteren Erzählungen des Kollegen Bihl und vor allen

Dingen mit einem Lätzchen für jung und alt. Am späten Nachmittag mußte man dann schweren Herzens daran denken, die gastliche Stätte und das wunderschöne Stückchen Erde wieder zu verlassen. Ein dreiviertelstündiger Marsch über die Höhe, durch Wiesen und Wälder, die von der Abendsonne goldig beleuchtet wurden, führte uns nach Rohr, von wo uns die Straßenbahn wieder in das zurzeit in herrlichem Blütenmeer daliegende Stuttgart zurückbrachte.

Bekanntmachungen des Verbandsvorstandes.

Berichtskarten zur Arbeitslosenstatistik sind in den letzten Tagen allen Gauleitern und Kassierern der Zahlstellen überhandt worden.

Zu gleicher Zeit wurden auch die Konjunkturberichtsarten für die in Frage kommenden Vertrauensleute der Betriebe überhandt.

Ebenfalls beigelegt wurden die Berichtskarten über gezahlte Unterstützung an Ausgesteuerte.

Wir bitten dringend darum, die Karten uns so rechtzeitig zuzenden zu wollen, daß wir spätestens am 4. Juni im Besitz derselben sind.

*

Abrechnungen

vom ersten Quartal 1931 gingen weiter bis zum 26. Mai bei der Verbandstasse ein von: Köstlin — Mt. = Gau Rheinland-Westfalen 1062,67 Mt. = Gießen-Wehlar 511,75 Mt., Hanau — Mt. = Weiskensfeld 200,— Mt. = Aue — Mt., Glauchau — Mt.

Noch nicht eingegangen sind die Abrechnungen von den Zahlstellen in Zwidau und Troßingen.

*

Adressenänderungen.

B = Bevollmächtigter; K = Kassierer.

Hanau a. Main. B: Philipp Ehrhardt, Lambornstraße 85. K: Jean Höhn, Im Wangert 4.

Auszahlung ab 1. Juni: Samstags nachmittag von ½2 bis 3 Uhr im Gewerkschaftshaus, Mühlstr. 2c.

Der Verbandsvorstand.

Inhaltsverzeichnis.

Halbes fest an Eurem Verband!

Verfehlte Wirtschaftspolitik.

Fünf-Tage-Woche bei hohen Löhnen.

Kunstlieder.

Internationales: Von den Tarifverhandlungen in Dänemark. — Von der Aussperrung in Norwegen.

Kurze Notizen.

Zur Unterhaltung: Die Freite. — Ein Schlagsfertiger.

Für unsere Kolleginnen: Sinnsprüche. — Die Frau als Arbeitsgenossin und Verbandskollegin. — Die Arbeiterfrau. — Mutter.

Stimmen aus unserem Kollegentrel: Kalkulationsblüten. — Für die Herabsetzung der Arbeitszeit. — Ist das auch Volkswirtschaft?

Berichte: Berlin. — Hannover. — Stuttgart.

Bekanntmachung des Verbandsvorstandes: Arbeitslosenstatistik. — Abrechnungen. — Adressenänderungen.